

# Der Zukunft entgegen

Die Kirche im neuen Europa

Von *Hendrik Brugmans*

## I

Als die Europäische Union der Föderalisten 1946 ihre Tätigkeit aufnahm, erwartete sie, ihre Hauptstütze bei den Sozialisten zu finden, und einige ihrer Sektionen gerieten denn auch rasch in den Ruf, »rot angehaucht« zu sein.

Die drei aufeinanderfolgenden Internationalen waren zwar nicht lange am Leben geblieben: die erste, die von Marx und Bakunin, hatte den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 nicht überlebt; die zweite, sozialdemokratische, war 1914 in die Brüche gegangen, und die dritte, die doch ihr Zentrum in einer marxistischen Macht, in Moskau, hatte, war 1943 schlicht und einfach aufgehoben worden. Das Kominform von 1947 kam nach dem Ausschluß Titos nie so recht zum Tragen.

Das Schicksal der Internationalen war also nicht gerade ermutigend, doch blieb schließlich im Sozialismus, so wie er an der Basis gelebt wurde, ein internationales Ideal lebendig. Es hatte sich nie in einer handelnden geschichtlichen Kraft konkretisiert und lag vor allem auf der Gefühlsebene – seine Wurzeln lassen sich bis in die Französische Revolution zurückverfolgen: »Friede den Hütten, Krieg den Palästen!« –, doch die militanten Männer der Basis hielten weiterhin an der Solidarität aller Proletarier über die Grenzen hinweg fest. Also, so dachten wir unmittelbar nach dem Krieg, bot der europäische Föderalismus endlich die Aussicht auf eine konkrete Verwirklichung dieses alten, edlen Ideals.

Es war nichts damit. Gewiß hatten wir sozialistische Anhänger gefunden, doch die offiziellen Parteien blickten uns mehr oder weniger mißtrauisch an. Wohl unterstützte man während der Periode des Kalten Krieges die europäische Idee als ein Bollwerk gegen die sowjetische Infiltration, doch im Lauf der Jahre schwand diese anfängliche (übrigens oft recht platonische) Sympathie dahin. Zwar gab es militante Sozialisten, die – wie z. B. André Philip und Paul-Henri Spaak – glühende Europäer waren, doch betrachtete man sie in der Arbeiterbewegung immer mehr als Randfiguren. Die »Straßburger« hatten sich der europäischen Angelegenheiten anzunehmen, man hörte sich von Zeit zu Zeit mit halber Aufmerksamkeit ihre Berichte an, doch dem Hauptharst der Parteien blieb das, was sich auf Europa hin tat, mehr oder weniger fremd. Dieses Phänomen erklärt zum Teil, warum sich gewisse führende Sozialisten immer mehr von ihrer Partei lösten. Spaak schickte schließlich seine Mitgliedskarte zurück und unterstützte öffentlich eine Brüsseler Partei.

Warum kam es zu diesem seltsamen Phänomen? Es gibt drei Erklärungsgründe dafür, die übrigens einander ergänzen.

Erstens hat sich die sozialistische (d. h. vor allem die marxistische) Doktrin nie wirklich mit dem politischen Problem befaßt. Marx und Engels hatten eigentlich kein politisches Leitbild. Sie erblickten im Staat ein mächtiges Unterdrückungsinstrument, das ausgedient hätte, sobald einmal der Sozialismus zur Macht gelangt

wäre; darum die bekannte Rede vom »Absterben« des Staates. Aber beim Internationalen Kongreß von Stuttgart (1907) äußerte ein sozialdemokratischer Führer, der Niederländer P.-J. Troelstra (er war ein Friese, was vieles erklärt), seine Besorgnis über eine gegenläufige Entwicklung. »Genossen«, sagte er an einer Versammlung sozialistischer Parlamentarier, »ich komme nicht so recht draus. Man sagt, nach dem Durchbruch des Sozialismus solle der Staat verschwinden. Nun aber stelle ich fest, daß jedesmal, wenn wir einen Erfolg erringen, die öffentliche Verwaltung neue Aufgaben übernimmt. Das ist gerade das Gegenteil von dem, was Engels gesagt hat. Ich schlage vor, eine Kommission zu ernennen, um dieses Problem zu prüfen. Ich begreife das nicht.« Im Saal kam es zu einem Sturm der Entrüstung, wie wenn Troelstra eine Blasphemie ausgesprochen hätte. Er kam nicht einmal zu seiner Kommission, und die Bewegung kündigte immer noch das Ende des Staates an, während sie ihn durch ihr konkretes Handeln noch verstärkte. Als der Verfasser dieses Aufsatzes bei seinem Eintritt in die sozialdemokratische Partei sich erkundigte, was für ein Unterschied bestehe zwischen »Sozialisierung« und »Nationalisierung«, erhielt er nur Verlegenheitsantworten. Von neuem ein kleines Blasphem . . . Dieses Problem legte den Theoretikern nahe, ihren bequemen Konformismus zu überprüfen – wozu sie keineswegs Lust hatten. Heute bringen Europa und seine Einigung sie weiterhin in Verlegenheit.

Doch auf der praktischen Ebene häuften sich die Schwierigkeiten. In Stuttgart hatte Troelstra mit Recht bemerkt, jeder sozialistische Durchbruch führe stets zu einer weiteren Aufblähung der öffentlichen Gewalten. Doch was für Gewalten waren dies, wenn nicht die des Nationalstaates? Da dieser immer mehr zu einem Schalthebel des sozialen Fortschritts, zu einem »Wohlfahrtsstaat« wurde, verliebten sich die Sozialisten in dieses Organ, zu dessen Sozialisierung sie soviel beigetragen hatten und von dem sie sogar erwarteten, es werde zu einem Werkzeug einer immer präziseren Wirtschaftsplanung.

Nun aber proklamierten die föderalistischen Europäer, dieser so heißgeliebte Staat sei am Ende seiner geschichtlichen Laufbahn angelangt und man müsse ihn durch eine föderative Gewalt auf kontinentaler Ebene ersetzen. War es übrigens nicht bezeichnend, daß gerade Churchill der erste war, der die europäische Idee propagierte? Wollte er damit nicht vor allem den unter einer Labourführung stehenden Nachkriegsstaat England untergraben? Ja, dies war wahrscheinlich einer seiner mehr oder weniger versteckten Beweggründe.

Dies genügte schon, um viele Sozialisten dem Föderalismus abhold zu machen, vor allem wenn sie selbst in ihrem Land eine Vormachtstellung hatten. Zwar wird aus der Wahl ins europäische Parlament die sozialistische Gruppe sicher als die stärkste hervorgehen, aber sie wird darin nicht die Mehrheit oder Quasimehrheit haben, wie das in mehreren nationalen Parlamenten der Fall ist. Lassen wir darum nicht die Beute fahren, indem wir nach deren bloßem Schatten haschen, schließen wir nicht einen Handel ab, bei dem wir die Geprellten sind, sondern stellen wir sicher, daß die nationalen Parlamente stets das letzte Wort haben!

Somit war es folgerichtig, wenn einige sozialistische Parlamentarier eine ultragaullistische Haltung einnahmen, indem sie über das »Europa der Staaten« hinweggingen, um nach dem »Europa der Parlamente« zu rufen (was in Integrationsfragen zu einer totalen Unbeweglichkeit führen würde, denn wenn es schon ein

Wunder ist, daß es zwischen sechs, neun oder zwölf Regierungen zu einem Einvernehmen kommt, so könnten selbst die, die ein solches Wunder erhoffen würden, sich nicht vorstellen, daß es in ebensovielen Ländern durch das Parlament ratifiziert würde).

## II

Und so haben die Sozialisten ihre anfängliche Begeisterung für Europa nach und nach aufgegeben. Wie steht es mit den Liberalen?

Auch sie haben anfänglich die Bewegung der europäischen Einigung mit allen Kräften unterstützt. Da sie traditionsgemäß mit den sogenannten »Wirtschaftskreisen« in Beziehung stehen, haben sie für ein von Zollschranken befreites Europa gekämpft. Ihr Ideal war ein Kontinent, auf dem der Handel sich entfalten könne, ohne von Tarifen oder Mengenrestriktionen behindert zu werden.

Das stand angesichts der herkömmlichen liberalen Vorliebe für den Freihandel zu erwarten. Natürlich kamen noch weitere Argumente hinzu, namentlich die Notwendigkeit, der kommunistischen und sowjetischen Gefahr standzuhalten. Deshalb fanden sich in der Welt der Liberalen wie in der der Sozialisten zahlreiche glühende Vorkämpfer des Föderalismus. Und doch muß man auch hier feststellen, daß im Verlauf der Integration die anfängliche Begeisterung nicht immer durchgehalten wurde.

Auch dies ist verständlich. Nachdem der Gemeinsame Markt verwirklicht war, konnte man mehr und mehr eine liberale Überlegung vernehmen, die sich wie folgt zusammenfassen läßt: »Gibt es eigentlich eine europäische Wirtschaft im strengen Sinn? Wäre es nicht an der Zeit, eine Freihandelszone zu schaffen, die noch weiter ist als die der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, beispielsweise eine atlantische Zone oder gar die von der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung abgedeckte, welche die ganze Industrielwelt mit Einschluß Japans umfaßt?«

Diese Überlegung hat etwas für sich. In seinem jüngsten Buch »L'Europe interdite« legt Jean-François Deniau, ehemals Mitglied der Europäischen Kommission, diesen Gedanken dar und folgert mit Recht, wenn man Europa als solches einigen wolle, so brauche dies noch andere Beweggründe als bloß wirtschaftliche; vor allem bedürfe es dazu auch kultureller Motive. Ein Gedanke, an dem es unseres Erachtens nichts zu rütteln gibt.

Schließlich beginnt der rechte Flügel des Liberalismus, der der Konservativen (die sich auf dem Kontinent nicht so nennen dürfen), sich über das zu beunruhigen, was er als die Techno-Bürokratie von Brüssel bezeichnet. Wenn man einst ins Auge faßte, aus der Formularplage der nationalen Verwaltungen herauszukommen, so konnte das Mittel dazu sicher nicht darin bestehen, daß man an der Spitze der Gemeinschaft einen noch aufgeblähteren Apparat aufzog. Im Gegenteil müßten es sich die öffentlichen Gewalten zur Aufgabe machen, sich soviel als möglich aus dem Gang der Geschäfte herauszuhalten und dabei doch bereit zu sein, gegebenenfalls »Verluste auf die Kappe der Nation zu nehmen«. Kurz, ein europäisches Bundesparlament wünscht sich der Konservativismus unserer Länder nicht herbei.

Dazu kommt, daß in den organisierten liberalen Parteien eine mächtige demokratische Strömung herrscht, ein geradezu leidenschaftlicher Hang nach Freiheit und nach der Anerkennung der Tatsache, daß das Absterben Europas eine nicht wieder-gutzumachende Katastrophe für die Demokratie in der Welt wäre. Somit müssen die Völker Europas sich dazu entschließen, miteinander eine wirkliche Föderation zu schaffen, worin sich sämtliche Verschiedenheiten zum Ausdruck bringen lassen können und worin die Grundfreiheiten – nicht nur auf dem Gebiet der Wirtschaft formell gewährleistet sind. Zudem geht die patriotische Loyalität des liberalen Publikums nicht bis zu der Art von Staatsvergötzung, die manchmal in den sozialistischen Kreisen vorkommt.

Im großen und ganzen haben die liberalen Parteien und ihre Vorkämpfer die Abwendung der »Geschäftskreise« und des konservativen Flügels vom Föderalismus keineswegs immer mitvollzogen. Im Gegenteil: die Liberalen bleiben, trotz unserer oben gemachten Bemerkungen, eine Kraft, die im Sinn des Europagedankens wirkt, selbst wenn sie offenbar wenig Begeisterung für die Wirtschaftsplanung aufbringen.

### III

Was die Christdemokraten betrifft, so haben sie in der Geschichte der Integration Europas eine entscheidende Rolle gespielt. Zweifellos wird das auch zukünftig der Fall sein. Diesbezüglich sind drei Bemerkungen zu machen, um die Überzeugungen und Chancen der einen wie der andern näher zu bestimmen.

Zunächst stand zu befürchten, daß protestantische Kreise sich gegen den Gedanken eines Hinweggehens über die Staatsgrenzen sträuben würden. Der Protestantismus ist ja ein Kind des 16. Jahrhunderts, des Jahrhunderts also, in dem die ersten Nationalstaaten konkrete Gestalt annahmen. Denken wir an den Anglikanismus, denken wir an die Fürstenstaaten Nordeuropas – die das Luthertum mit verdächtigem Eifer übernahmen –, denken wir auch an die unter dem Banner des Calvinismus strenger Observanz konstituierte niederländische Republik der sieben vereinigten Provinzen.

Somit war zu erwarten, daß jedes Anstreben einer Supranationalität auf beträchtliche protestantische Widerstände stoßen würde. Doch das war nicht der Fall. Zwar haben mehrere kalvinistische Kleinkirchen in Holland und die von ihnen ausgegangenen Parteien dem europäischen Ideal die »Treue zu Oranien« entgegengestellt – aber »Oranien« selbst hat sich nie dieser Denkweise verschrieben. Die große Mehrheit der Protestanten hat die Integration jedenfalls sehr gut aufgenommen. Was die vielberedete nationale »Souveränität« betrifft, so betonte man, die einzige wirklich absolute Autorität sei die Gottes.

Bei den Katholiken sieht der geschichtliche Hintergrund anders aus. Sie denken nicht ungerne daran, daß ihre Kirche schon lange vor dem Aufkommen der modernen Nationalstaaten bestand und daß sie sicher auch deren Auflösung überleben wird. Zwar waren in einem Land wie Frankreich des öfteren der Patriotismus und der katholische Glaube für gleichbedeutend gehalten worden. General de Gaulle gibt auf der ersten Seite seiner »Mémoires de Guerre« davon ein treffendes Beispiel:

»Meine Mutter hing am Vaterland mit einer Hingabe, die ebenso kompromißlos war wie ihre Frömmigkeit.« Man hat schon um weniger schwerwiegende Häresien Menschen verbrannt.

Und doch hatte dieser Nationalismus der Kirche nicht nur Lorbeeren gebracht! Die klägliche Haltung der Kirche Frankreichs während der Dreyfus-Affäre und ihre spätere Zusammenarbeit mit dem Vichy-Régime hatten im Geist immer mehr junger Menschen bittere Erinnerungen hinterlassen. Die deutschen Katholiken mußten sich an den »Kulturkampf« erinnern, und ihre niederländischen Glaubensgenossen vergaßen nicht, daß sie in ihrem Land lange Zeit Bürger zweiter Klasse gewesen waren. Kurz, in der Geschichte stimmte zwischen dem Katholizismus und dem Nationalismus nicht alles überein, was die Katholiken für supranationale Lösungen begeistern konnte. Für die Italiener lag die Zeit noch nicht allzu weit zurück, da sie sich als Christen jeglicher politischer Aktion enthalten mußten («Nè elettori nè eletti . . .»), und der faschistische Nationalismus ihre erste Partei, den »Partito Popolare Italiano« aufgelöst und deren Mitglieder verfolgt hatte. Alcide de Gasperi hätte etwas davon erzählen können.

Wie kam es nun, daß die Christen zu den Vorkämpfern für ein neues Europa wurden?

In Italien war die Democrazia Cristiana das Hauptbollwerk gegen die Volksfront, und ihr Prestige war ungeheuer. Auch in Westdeutschland, wo der Kommunismus nicht bestand, konnte die Partei Konrad Adenauers zum Hauptträger des Wiederaufbaus werden: die rein negative Haltung der Sozialdemokratie von damals hat übrigens mächtig dazu beigetragen. In Frankreich schließlich, wo die Christdemokratie immer schwach gewesen war und inzwischen von der politischen Bühne so gut wie verschwunden ist, konnte das *Mouvement Républicain Populaire*, die Bewegung der Volksrepublikaner, während der ersten Nachkriegsjahre über eine unangreifbare Stellung verfügen. Sich auf die *Résistance* und den Gaullismus berufend (»Die Partei der Treue«), bildete das M.R.P. den gemäßigten Flügel einer Mitte-Links-Regierung. 1947 mußten die Kommunisten die Macht abgeben, und 1948 hielt die Regierung Schuman einer Welle aufständischer Arbeitsniederlegungen stand, was nicht wenig zu ihrem nationalen und internationalen Prestige beitrug.

Diese führende Stellung der drei christdemokratischen Parteien fiel in die Zeit, da zum Glück für sie die Staaten und die nationalen Verwaltungsapparate geschwächt waren. In den drei Ländern mußte man nach einer mehr oder weniger radikalen Säuberung wieder ganz neu beginnen. Sämtliche Spuren des Faschismus und des Nationalsozialismus waren (im Prinzip . . .) auszutilgen, während man in Frankreich nicht an Vichy anknüpfen konnte. Kurz, man hatte »homines novi« herbeirufen müssen, und diejenigen – immer zahlreicheren – Männer, denen es trotz einer kompromittierten Vergangenheit gelang, ihren Posten beizubehalten, wollten am liebsten vergessen sein und konnten nicht die Verteidigung des durch den Föderalismus bedrohten Nationalstaates übernehmen. Für die beiden besiegten Länder war Europa das einzige Mittel, um in die Gemeinschaft der zivilisierten Nationen zurückkehren zu können.

Die drei genannten christlichen Staatsmänner haben diese Situation unbestreitbar zum Besten Europas zu nutzen gewußt. Dies war ihnen um so leichter, als allen dreien das Deutsche als ihre Muttersprache oder fast als Muttersprache geläufig war.

## IV

Doch unsere Analyse darf nicht ausschließlich die politischen und gesellschaftlichen Kräfte berücksichtigen. Es geht ihr auch, und in erster Linie, um die Kirche und die christlichen Kirchen.

Die Kirchen brauchen sich nicht (wie das jetzt im Hinblick auf die direkten Wahlen ins Europaparlament bei den Parteien der Fall ist) eine transnationale Organisation zusammenzubasteln. Das Christentum ist seinem Wesen nach transnational, weil universal.

Doch die Christenheit ist heute in voller Bewegung begriffen. Wenn man sie von außen betrachtet, so könnte man meinen, sie liege im Sterben, doch wenn man näher hinsieht, gewahrt man in ihr gewaltige Kräfte zu einer Erneuerung im Geist des Evangeliums. Diese bringen alte, überlebte Strukturen zum Bersten – es liegt kein Grund vor, ihnen nachzutruern als ob sie zum Glauben gehörten oder sakralisiert zu werden verdienten. Wir stehen ja am Ende mehrerer, oft jahrhundertelanger Epochen und sehen, wie das unter diesen Umständen verständlich ist, klarer, was verschwindet, als was am Werden ist. Fragen wir uns somit in erster Linie, was heute zu Ende geht.

Wir stehen am Ende der Konstantinischen Ära, genauer gesagt der Theodosianischen Ära. Lange Zeit hindurch, vor allem nach der Erschütterung durch das protestantische Schisma und nach der tridentinischen Reform, versuchte Rom sich möglichst auf »the powers that be«, das heißt auf die Nationalstaaten zu stützen. Man hielt es für gegeben, daß die verschiedenen »establishments« solidarisch eine konservative Haltung einnahmen, und so erblickte man bei den Nationalfeiertagen »die bürgerlichen, kirchlichen und militärischen Autoritäten« Seite an Seite, brüderlich vereint, auf der Ehrentribüne – selbst wenn einer dieser Feiertage ein revolutionäres, republikanisches Ereignis feierte. Heute findet die Kirche wieder zu ihrer ehemals traditionellen freiheitlichen Haltung gegenüber den öffentlichen Gewalten zurück, d. h., sie gewinnt in der Welt des Menschen wieder ihre prophetische Dimension zurück. Die Trennung von Kirche und Staat, wie sie beispielsweise in Frankreich verwirklicht worden ist und die anfänglich als eine Art »Verfolgung« aufgefaßt wurde, ist schließlich der Aufgabe der Kirche, Zeugnis zu geben, zugute gekommen.

Zweitens erlebt heute die Kirche die Emanzipation der Laien. Auch dieses Problem steht mit den Folgen im Zusammenhang, welche die schlimme Erschütterung durch die Reformation ausgelöst hat. Da die reformierten Laien die Bibel auf ihre persönliche Weise lasen und interpretierten, was zu einer Reihe von Spaltungen führte, kam Rom zum Schluß, der seit dem Trienter Konzil erneuerte, besser ausgebildete Klerus solle sich so viel als möglich mit dem identifizieren, was als für die Kirche repräsentativ galt. Für die Welt wie für den Klerus selbst war nun »die Kirche« mehr oder weniger gleichbedeutend mit »der Klerus«.

Heute wird es nun – zum Teil auch deswegen, weil die Zahl der Priesterberufe zurückgeht – immer unerläßlicher, auch den Laien Verantwortungen anzuvertrauen, während sich die Priester fast ausschließlich dem widmen, was einzig sie tun können. Die Zeiten sind vorbei, wo ein katholisches Sozialwerk unbedingt einen Geistlichen zum Sekretär haben mußte.

Gewiß bringt die neue Situation Risiken mit sich. Wenn die Katholiken mit der Bibel häufig noch erbärmlich schlecht vertraut sind, so deshalb, weil der Klerus allzu oft vor allem die Tugend des Gehorsams und der Gefügigkeit im christlichen Volk verbreiten wollte.

So konnte es zu einem Teufelskreis kommen: Man stellte fest, daß die Laien theologisch nicht auf der Höhe seien, und schloß daraus nicht, daß man ihnen eine solidere Kenntnis des Christentums vermitteln müsse, sondern daß man ihnen unmöglich wichtige Verantwortungen anvertrauen könne, was dann hinwiederum eine Einführung in die Theologie, die ja immer nur unvollständig bleiben kann, als unnütz, ja schädlich erscheinen ließ. Nun aber hat die Umstellung der Liturgie auf die Volkssprache bei zahllosen Laien ein persönliches Interesse an ihrer Religion geweckt – ein Prozeß, der nicht wieder rückgängig zu machen ist und dessen umstürzende Folgen unberechenbar sind.

Drittens hat die Kirche begonnen, sich von ihrer Furcht vor der Wissenschaft zu erholen. Diese Furcht war geschichtlich begreifbar, denn die bahnbrechenden Wissenschaftler hatten ihre neuen Theorien zumeist in eine nichtchristliche, ja antichristliche Philosophie verpackt. In unserer Epoche hingegen nehmen die großen Forscher von diesen als negativ beurteilten Positionen Abstand. Der ganze Begriff der Materie wird neu studiert, und wenn die Katholiken in den wissenschaftlich führenden Kreisen noch verhältnismäßig selten vertreten sind, so sind es die Atheisten noch seltener. Zwar sind die alten Reflexe noch vorhanden, doch befreien sich gläubige Wissenschaftler zusehends von ihnen. Mehr als je haben die katholischen Universitäten eine spezifische Rolle zu spielen. Der Name Teilhard de Chardin ist für die Entwicklung, die wir hier anzudeuten suchen, bezeichnend.

Ein Letztes: Die Entdeckung der katholischen Universalität geht Hand in Hand mit der Anerkennung der kulturellen Verschiedenheiten.

Einst erschien die Kirche einerseits an besondere Nationen gebunden, und andererseits machte sie durch ihren Zusammenhang mit dem einigenden Rom einen einförmigen Eindruck. Heute ist das Gegenteil der Fall. Rom steht dem Aufkommen arteigener, aus besonderen Zivilisationen hervorgehender Liturgien wohlwollend gegenüber. Denken wir zum Beispiel an die herrliche Baluba-Messe, die nichts »Europäisches« an sich hat, sondern die aus einer unerhörten geistlichen Inspiration hervorgegangen ist.

Auch auf der Vierten Bischofssynode hat sich etwas Neues ereignet. Es war nicht mehr möglich, beim Bericht über die Lage der Kirche in den verschiedenen Ländern sämtliche nationalen Bischofskonferenzen zu Wort kommen zu lassen. Es waren ihrer schon zu viele. Darum beschloß man, den Kardinalerzbischof von Manila über ganz Südostasien und nicht nur über die Philippinen, und seinen Kollegen Msgr. Pironio von Buenos Aires über ganz Lateinamerika berichten zu lassen, während der Kardinalerzbischof von Yaoundé die Probleme von ganz Schwarzafrika vorlegte. Und die Europäer mußten der Entwicklung folgen: Msgr. Roger Etchegaray von Marseille war der Berichterstatter für Europa, und zwar für Ost- und Westeuropa.

Hier liegt nun eine Organisationsform vor, die man ohne weiteres als typisch föderalistisch betrachten kann. Könnte sich nicht auch die nichtkirchliche Welt auf ähnliche Weise einigen und sich als einen Bund kontinentaler Föderationen organi-

sieren? Wäre dies möglich, dann hätte die Kirche an der Spitze der Entwicklung gestanden.

## V

Wir erleben noch ein weiteres Phänomen, das für unser Jahrhundert charakteristisch ist – ebenso charakteristisch übrigens wie der Föderalismus: die ökumenische Bewegung. In ihr findet sich eine Kraft, die das Europa von morgen stark beeinflussen wird. Und auch auf diesem Gebiet befinden wir uns am Ende verschiedener Perioden.

Zunächst einmal am Ende der Periode, wo man vorbehaltlos sagen konnte: »Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil.« Wer denn dürfte dem Erbarmen Gottes Grenzen setzen? Wer über die Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit des Heils der Gläubigen befinden? Heute geben wir in realistischer Haltung zu, daß auch nichtkatholische Christen christlich inspiriert sind und daß die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Konfession oft sehr zufallsbedingt ist, mehr von geschichtlichen Umständen als von der Entscheidung für die einzige wahre Kirche bestimmt. Gewiß, wir anerkennen weiterhin die apostolische Sukzession und die unersetzliche Bedeutung der Kirche als eines Organs, das vom Herrn selbst geschaffen worden ist. Doch über die wohltonenden Komplimente hinaus, die man heute einander macht, anerkennen wir auch die offensichtliche Tatsache, daß wir von unseren »getrennten Brüdern« viel zu lernen haben. So sind zum Beispiel, wie schon gesagt, die Calvinisten mit der Bibel viel vertrauter als wir.

Diese neue, positive Toleranz, dieser Respekt vor den andern als andern, wird sich auf die Bereitschaft, als Europäer zusammenzuleben, unwillkürlich tief auswirken.

Sodann wird die alte Formel »Roma locuta – causa finita« heute viel behutsamer gehandhabt als einst. Gewiß freuen sich die Katholiken mit Recht, wenn »Roma loquitur«. Tatsächlich aber beginnen die Gläubigen die päpstlichen Erklärungen und Rundschreiben »mit der Feder in der Hand« zu lesen, nicht in der Absicht, der einzuhaltenden Linie ohne weiteres zu folgen und keine Kritik zu üben, sondern im Willen, zu verstehen und sich zu fragen. »Humanae vitae« bildet diesbezüglich ein geschichtlich ganz neues Beispiel. Daß ihretwegen Zehntausende von Katholiken die Kirche verlassen oder sich von ihr entfernt haben, ist nicht so neu. Neu hingegen ist das Phänomen, daß so und so viele tiefchristliche Ehepaare das Für und Wider abgewogen haben, bevor sie zum Schluß kamen, daß sie sich nicht im Gewissen gebunden fühlen müßten – und daß sie dabei praktizierende Katholiken blieben. Übrigens haben in verschiedenen Ländern der Welt die Ortsbischöfe eilig betont, daß der Papst in dieser Angelegenheit nicht »ex cathedra« gesprochen habe. Zweifellos ist im Zusammenleben mit den Nichtkatholiken auch dadurch ein Graben ausgefüllt, eine Mauer niedergerissen, eine Klischeevorstellung zerstört worden.

Zudem erstreckt sich der Dialog mit »den andern« jetzt weit über die christlichen Kreise hinaus. Man redet nun zunächst mit den Juden, was schwierig, aber doch möglich ist, seitdem Johannes XXIII. der alten Weise, daß in der Karfreitagsliturgie für die Juden als die »perfidii Judaei« gebetet wurde, ein Ende gesetzt hat.

Wir geben überdies zu, daß die Kirche in der Vergangenheit (bloß in der Vergangenheit?) an entscheidenden geschichtlichen Problemen vorbeigegangen ist oder sie zu spät bemerkt hat: »Rerum novarum« ist erst geraume Zeit nach dem Kommunistischen Manifest erschienen und hat sich zudem viel weniger entschieden ausgedrückt.

Somit ist es an der Zeit, die Fenster zu öffnen und die Augen zu öffnen für die geschichtliche Aktualität. Diese Aktualität zeigt zunächst, daß das Menschengeschlecht nach Möglichkeiten zur Vereinigung unter Beibehaltung der Verschiedenheiten sucht und daß Europa zweifellos der Kontinent ist, auf dem sich das Problem am schärfsten und mit den größten Erfolgchancen stellt (vgl. Alexandre Marc, »L'Europe, Terre décisive«).

Nachdem diese Feststellungen gemacht sind, wird es augenfällig, daß der Glaube mehr und mehr in das Zentrum der modernen Bestrebungen rückt und daß sich so die prophetische Sendung der Kirche konkretisieren läßt. Wir müssen uns jedoch bewußt sein, daß drei Versuchungen uns auflauern können, denen es zu widerstehen gilt.

Die erste ist die eines Integrismus, eines nostalgischen Bestrebens, wieder umzukehren. Man träumt von einer Rückkehr zu den alten Utopien eines »christlichen Abendlandes«, von dem man sich fragen kann, ob es überhaupt je bestanden hat, das aber heute auf keinen Fall in Frage kommt. Mit dem Tod des Generals Franco ist zur Genugtuung fast aller der letzte sogenannte »christliche Staat« erloschen.

Die genannte Versuchung hat in Msgr. Lefebvre Gestalt angenommen. Es läßt sich ohne weiteres voraussagen, daß sie allmählich erlöschen wird. Nein, der Glaube wird nie der Zement einer europäischen oder einer anderen Gemeinschaft sein; er wird, wie zu hoffen steht, deren Sauerteig, deren Senfkorn bilden. Wenn Paul VI. über die Roten Brigaden das sagt, was ganz Italien öffentlich aussprechen möchte, aber nicht kann, so erfüllt er diese hohe Aufgabe.

Sodann dürfen wir nicht zum Pietismus zurückkehren, will sagen zur Versuchung, einzig durch frommes Leben das Christentum wieder aufzubauen. Zwar ist es sehr verheißungsvoll, daß die Gläubigen nie so viel vom Gebet gesprochen und nach Führung auf diesem Weg verlangt haben. Das Gebet bleibt selbstverständlich die entscheidende Inspirationsquelle und Erneuerungskraft. Aber es muß auch zu Stellungnahmen in der Welt des Menschen führen.

Ein Letztes: Es führt zu nichts, sich auf die Flucht nach vorn zu begeben, um Positionen »einzuholen und zu überholen«, die vor einigen Jahrzehnten als »progressistisch« gelten konnten. Ebenso sehr wie er einst unbekannt war und verteufelt wurde, scheint der Marxismus heute angebetet zu werden – aber man scheint ihn oft noch schlecht zu lesen und zu kennen. Manche »Linkschristen« nehmen sich kaum Zeit, die maßgebenden marxistischen Texte wirklich zu lesen. Wenn man beispielsweise bemerkt, Marx habe kein eigentlich politisches Denken und keine konkreten Ansichten darüber gehabt, was der Sozialismus sei und wie er funktioniere – was immerhin eine nachweisbare Tatsache ist –, so wird man sogleich als »rechtsstehend« taxiert (auch wenn man – wie ich – der niederländischen Partei der Arbeit angehört). Weshalb? Man hat an ein Idol gerührt.

Man kann aber in der Kirche nicht auf diesem Weg das frische Denken und das objektive Urteilen fördern, deren wir sosehr bedürfen. Es führt zu nichts, das

blinde Vorurteil »gegen« durch ein anderes ebenso unbedachtes Vorurteil »für« zu ersetzen.

## VI

Für uns europäisch Gesinnte, die zu unserem Glück oder Unglück in Europa leben und arbeiten müssen, ist das zu einer positiven Betätigung besonders geeignete Terrain eben die europäische Integration. Warum?

Erstens deshalb, weil Europa und fast einzig Europa – Äthiopien und die Malabarküste bilden die Ausnahmen, welche »die Regel bestätigen« – vor jedem anderen Kontinent evangelisiert wurde. Während der ersten fünfzehn Jahrhunderte der Christenheit hat sich diese mit unserer Zivilisation identifiziert. Diese geschichtliche Feststellung will nicht besagen, Gott habe uns anderen irgendwie vorgezogen. Andererseits ist es tröstlich (und keineswegs bedauerlich), daß, während das Erste Vatikanische Konzil noch ausschließlich »weiß« war, beim Zweiten Vatikanischen Konzil eine große Vielfalt von Menschentypen vertreten war. Und doch gibt die geistige und kulturelle Prägung, die unsere Länder durch die Kirche erhalten haben, ihnen eine besondere Verantwortung (jedoch kein Privileg). Denken wir beispielsweise daran, daß die meisten Missionare immer noch aus Europa stammen und daß infolgedessen ein allmähliches Verschwinden Europas für die Kirche eine schreckliche Verstümmelung wäre.

Sodann haben in allen Epochen die Christen in der Welt eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen: so zum Beispiel nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches die Evangelisierung der Barbaren oder seit dem 16. Jahrhundert die der kolonialisierten Völker.

Solche inspirierende Aufgaben, solche Pionieraufgaben hat die Kirche im letzten Jahrhundert nicht mehr angepackt. Die Aufgabe, die sich unseres Erachtens heute stellt, ist die, Europa einen neuen Atem zu geben, es vor dem Verfall zu retten. Gewiß werden wir diese Aufgabe nicht allein zu vollbringen haben. Im Gegenteil: es ist ermutigend festzustellen, daß die Kirche und ihre Gläubigen Worte sagen und Taten setzen können, die von andern, von Nichtgläubigen, von ganzem Herzen gutgeheißen werden. Die Kirche kann so zur Wortführerin einer ganzen Zivilisation, zur Seele eines erschlafften, verfetteten Körpers werden, ohne in Proselytismus zu machen oder irgend etwas aufzwingen zu wollen.

Wie tröstlich ist es zum Beispiel, daß der vielberedete Hirtenbrief der belgischen Bischöfe niemanden verurteilt, sondern sich damit begnügt, an die »anima naturaliter christiana« unserer Zeitgenossen zu appellieren. Dieser Brief zeigt mögliche Zukunftswege und ist dabei in einer einfachen Sprache, in einem ganz anderen Stil gehalten als frühere kirchliche Erklärungen. Zudem trennt er die notwendige föderative Union weder von ihrem moralischen Inhalt (»den Egoismus, das Machtstreben und die Geldgier überwinden«) noch von den universalen Perspektiven. Dieser föderalistische Ton entspricht im Grunde der Tradition, denn »unterscheiden, um zu einen«, ist ein christliches Leitwort. In allem geht es darum, zu den reinen Quellen unseres Ideals zurückzukehren.

Ja, Europa bleibt für uns der »entscheidende Boden«, und auf diesem Boden bleibt das Evangelium die unersetzliche Inspirationskraft.